

187

Die Bauern von Steig.

Roman von Alfred Guggenberger.

Eine besondere Sorge bildeten für mich die Bäume, namentlich in der ersten Zeit, da ich die kleinen Vorteile noch nicht kannte und den Mühen zu wenig gewachsen war. Ein Acker ohne Bäume schien mir das wahre Paradies für einen Zeitbuben zu sein. Hierin gingen auch meine Altersgenossen, die die gleiche Arbeit tun mußten, mit mir einig, obschon sich einige nicht gar viel daraus machten, wenn die Rabe des Pflugrades etwa ein Stück Rinde wegriß. Der Gottlieb Steinli prahlte sogar, er lache jedesmal heimlich nebenaus, wenn der Vater hinten in der Saize (den zwei Pflugarmen) drin so greulich lästere und alle neun Namen zusammenbete. Wegen einem Schnarz Rinde sei noch nie ein Baum dürr geworden.

Der Zeigerhanß sah die Sache allerdings von einer anderen Seite an; für ihn bedeutete die kleinste Schürfung, die ein Stann erliden mußte, ein mißliches Ereignis, eine Untat, die nicht mehr gut zu machen war. „Auf diesen Platz hat man einen Baum gesetzt,“ belehrte er mich jedesmal mit gleicher Eindringlichkeit. „Er kann nicht ausweichen, also müssen wir uns die Mühe nehmen. Und wer das nicht tut, verdient nicht, daß er je ein Nefselein oder eine Birne zu sehen, geschweige denn zu essen bekomme.“

Als mir einmal zu meinem Schrecken das besondere Unglück zugestoßen war, durch eine kleine Ungeschicklichkeit beim Fahren dem Kornapfelbaum auf dem Heimacker neben alten, längst vernarbten Wunden eine neue heizubringen, regte sich mein Meister darüber derart auf, daß er eine geraume Weile weiter nichts herausbrachte, als die zwei Worte: „Achtzehn Jahre! — Acht-ze-hen Jahre! . . .“ Erst nachdem wir eine ziemliche Strecke vom Baum entfernt waren, gelang es ihm endlich, den Satz zu Ende zu bringen: „Achtzehn Jahre lang habe ich um diesen Baum herumgedert und nie ist etwas passiert. Wenn Du dir nicht mehr Mühe gibst, so kann es Dir noch gehen wie des Gräbenrietters Knechtlein, dem Rathisli. Dem hat sein Meister jedes Stück Rinde, das er im Feld weggefahren hat, an einer Schnur über dem Bette aufgehängt. Mein, das wäre ein anderes Vergnügen, wenn Du so am Sonntagmorgen, wo Du eine Stunde länger als sonst liegen kannst und Dir die Sonne in die Kammer hinein-scheint, die ganze Zeit an Deine Sünden hinausblicken müßtest.“

Am tiefsten konnte mich der Zeigerhanß kränken und beunruhigen, wenn er mir etwa im Zorn in Aussicht stellte, Frieda müsse in Zukunft wieder fahren. Diese Erniedrigung und Zurücksetzung vor mir selber und vor ihr zu erleben, erschien mir als etwas geradezu Entsetzliches, das ich mir nicht ausdenken konnte.

Zum Glück sollte es auch bei der bloßen Drohung bleiben. Ich nahm mich mit jedem Tag besser zusammen und eignete mir mit der Zeit eine gewisse Fertigkeit und Ueberlegenheit an. Ja, ich brachte es am Ende so weit, daß mir der Meister einmal in besonders guter Laune zugestand, er habe nun wirklich noch nie einen so anfehrigen und flinken Ackerbuben gehabt.

Von diesem Tage an empfand ich beim Aufstehen des Pfluges kein heimliches Unbehagen mehr. Sicher und selbstzufrieden schritt ich neben meinem vertrauten Gespann durchs Dorf hinaus, kaum daß ich mich einmal umschaute, ob der Zeigerhanß den alten Wandförs mit dem Zwischenimbiß nicht etwa vergessen habe.

Es konnte wirklich sehr liebe und freundliche Aertage geben. Das Einnehmen des Besperbrotes auf dem Pflugbaum angefaßt der frisch gelegten Furchen konnte mitunter eine kleines Fest bedeuten; besonders im Frühherbst, wenn das Glück der Septembersonne so wunderbar mild über dem Gelände ausgebreitet lag, wenn da und dort auf dem Feld verstreut die Pflüge gingen, und das Dorf mit dem weißen Kirchthurm, mit den Giebeln und braunen Dächern wie ver-gessen am Fuße seines Nebenhanges träumte, während von den Erleuwiesen und gegen das Känzeli hinaus der Rauch der ersten Hüterfeuer aufstieg. Der Klang der Besperglode,

gleichsam als eine neue, wunderbare Farbe mit dem Bild ver-schmolzen, hatte dann so etwas Viebes und Versonnenes, daß mein Meister oft behauptete, diese Glocke habe früher, als neu, den rechten Ton noch nicht gehabt, sie habe mit der Zeit etwas von der Luft, vom Holz und von den Feldern angenommen.

An solchen Abenden hatte er es mit dem Aufstehen nicht eilig. „Es gibt so Stunden, wo man sich ein wenig zum Leben Zeit nehmen muß,“ sagte er. Ein Wunder kann man es einweg nicht nennen, daß selten einer ganz von der Steig fortkommt, wenn sie ihm erst ihre lieben Sachen gezeigt hat.“

Einnmal ereiferte er sich ein wenig. „Die Stadtherren meinen immer, wir seien inwendig von Leder! Dort drüben beim Holz ist einer gestanden, im vorletzten Frühjahr war's, und hat sich alles angesehen. Ich habe just nebenan Nests aufgeladen. Er hat zu mir gesagt: „O ihr guten Bauern, wenn ihr nur wüßtet, was Ihr da oben habt! Wenn Ihr nur für alles Augen hättet!“ Hab' ich dem Fleck einen Fitz gegeben und bin zugefahren. Zu mir selber hab' ich gesagt: „Kamell! Meinst Du denn, wir sehen nicht, daß die Wiesen grün sind? Meinst Du, wir hören die Stare nicht pfeifen? Der dort zu oberst auf dem Brachäpfelbaum ist auch nicht in die Stedli-schule gegangen, er hat keine Brille an, und doch dünkt ihn die Welt so schön, daß es ihm fast das Herzlein versprengt.“

Sin und wieder geschah es einmal, daß der alte Gräben-rieter Jost über die Aeder und Feldwege dahergehumpelt kam und sich für ein Viertelstündchen neben uns auf den Pflug-baum setzte. Er hatte das achzigste Längst überschritten und mit Schaffen fertig gemacht, wie er sagte. Mein Meister mochte ihn gut leiden, weil er zu den Oberdörfern hielt und ihm früher oft aus der Klemme geholfen hatte.

Der Gräbenrieter war ein kurzweiliges Männchen, das gern plauderte und hier und da einen guten Spaß sagte. Er hatte in seinem eingeschrumpften, bartlosen Gesicht eine un-verhältnismäßig große Mundgelegenheit; wenn er sein Ant-litz, das heißt, den Mund bewegte, war man immer gespannt, was jetzt kommen würde.

Gewöhnlich eröffnete er die Unterhaltung schon von weitem: „Du, Hanß, ich weiß nicht, geht's Dir, wenn Du alt bist, auch so, wie mir: ich kann übers Feld gehen und auf einmal laufen die gestorbenen Bauern neben mir auf den Aedern herum. Mein, das ist manchmal kurzweilig! Be-sonders, wenn sie einander ihre Sünden vorhalten! Wenn der Spinner im Loo den einäugigen Weberköbel fragt: „Du, Köbeli, hast Du jetzt genug Erde? Wußt Du nicht mehr bei Nacht und Nebel mit der Stockhau ausrücken, weil irgend-wo ein Markstein nicht so steht, wie es Dir paßt.“ Oder wenn er den Sonntagsbauer furt: „Gäll, jetzt hättest Du die ganze Woche Zeit zum Misttragen, Du müßtest nicht auch noch den Sonntag dazu nehmen.“

Die beiden machten nun ihre Glossen über die Nachbarn, die da und dort auf dem Felde schafften. Ueber den Tisch-berger-Schang, der beim Pflügen einen Buckel machte und die Pflugarme mit vorgestreckten Händen gleichsam von wei-tem hielt, wie wenn da etwas nicht ganz geheuer wäre, so daß er jedesmal noch einige Schritte zu gehen hatte, wenn das Gespann stillstand. Ueber den Stettler-Wolfgang, der das Besperbrot immer stehend aß und sich und den Ackerbuben kaum drei Minuten Zeit gönnte. Der Gräbenrieter behaup-tete von ihm, daß er im Sommer, wenn die Nacht kurz sei, bloß neben das Bett hinknie; sobald er einnickte und hinfalle, stehe er auf und gehe mähen. Um drei Uhr früh renne er heim, das Weibervolk wecken. Seine Augen habe er immer an fünf Orten zugleich, keine Fähigkeit sei nicht umzu-bringen, und es zweifle kein Mensch daran, daß man ihn am jüngsten Tag noch in der Falle fangen müsse.

Dann kamen sie etwa auf den Steffenheiri zu sprechen. Der Hanß bedauerte ihn, weil er als altes Männlein seinen weitläufigen und überschuldeten Hof mit fremden Leuten um-treiben und wohl bald an die Händler verkaufen müsse. Aber der Gräbenrieter war anderer Meinung. „Es geschieht dem Steffen ganz recht,“ behauptete er. „Was hat er seinen zwei Buben von klein auf jeden Tag vorgepappelt? „Wartet nur, ihr müßt es einmal besser haben als ich, ihr müßt nicht mit fetigen Schuben auf den Schollen herumstampfen und Rog-genbrot essen.“ Jetzt ist der eine Portier in der äußern Fa-brik in Krien und läßt sich von den Alten die mit laurem

Schweiß gepflanzten Kartoffeln umsonst zuführen, den Most und das Mehl; wenn auch ein wenig Roggenmehl dabei ist, das tut nichts. Der andere, der das Geldgeld gekostet hat, ist mit dem Studieren nie fertig geworden, er steht irgendwo in einer Schreiberstube, es heißt, er würde gerne heimkommen, wenn er schaffen gelernt hätte und sich nicht vor den Leuten genieren würde."

Auch der Jakob Zimmerli bekam seinen Teil ab, wenn er etwa um die Wege war. Wenn er schon ein halber Dichter sei, habe er es doch nicht weiter als zu zwei Küchlein und einer Geiß bringen können. Natürlich, die vielen Zeitungen habe man halt auch nicht umsonst; und wenn er eine abbestellt habe, so seien seine Gedichte nicht mehr darin gedruckt worden. Das Dichten habe noch nie rentiert, es möge einer diese Sache noch so gut loshaben. Das letztere gab der Alte nun vom Zimmerli allerdings rückhaltlos zu. „Wenn der gut aufgelegt gewesen ist“, berichtete er, „so hat er in einem Raib (in einem Zuge) zwei ganze Seiten voll gereimt. Und dazu hat alles Sinn gehabt und aufeinander gepaßt. Wenn man nur an die dreiundzwanzig lächerigen Verse denkt, mit denen wir die von Trüb an den Kilbinächten jedesmal so fuchsteneiselmild machen konnten. Ich kann heute noch Vers für Vers auswendig; der zweitletzte hat mir am besten gefallen:

In Trüb, das wissen alle Leut,
Ist kein Gemeinderat ganz geschickt,
Dem Klügten sieht's ein Esel an,
Dass er das Einmaleins nicht kann."

An Rinspergers Rostknecht Hintermann, der auch einmal in Gräbenriet gedient hatte, wußte der Jost anzufehen, daß er jeden Morgen früh seine zwei Schnäpse haben müsse. Auf die Frage, warum es denn immer gleich ihrer zwei sein müßten, habe er ihm den Bescheid gegeben: „Meister, wenn ich einen Schnaps in mir habe, so bin ich ein anderer Mensch. Da finde ich es doch nur recht und billig, daß der andere Mensch auch seinen Schnaps bekommt."

Es ging kaum anders, als daß der Hanik und der Gräbenrieter zuletzt noch von der alten Zeit zu plaudern anfangen. Von der Zeit, da man eine Kuh für acht Taler gekauft und wo man den letzten Fegen Gewand selber gepflanzt, gesponnen und gewoben habe.

Wie von ungefähr pflegte dann ein schalkhafter Schimmer in den klugen Auglein des Alten aufzuleuchten. Sein ungeheurer Mund zog sich langsam ein wenig auf die Seite, so daß der eine Winkel beinahe mit dem linken Ohr in Verbindung kam und sein Gesicht einem unregelmäßig gewachsenen Apfel gleich, dessen Büxen sich stark verschoben hat. Immer wenn der Gräbenrieter Jost so aussah, wußte ich, genau, daß nun die Geschichte von seinem Großvater Sameel und dem schwarzen Gaul kam.

(Fortsetzung folgt.)

Auf der Walze in Aegypten.

Von Artur Sche.

(Schluß.)

Es ging eine Steintreppe hinauf, aufs Dach. Gegen die Sonne des Tages und den Tau der Nacht war ein Teppich gespannt, auf dem Boden lagen Winstenmatten, alles sehr sauber. Er brachte aus einem Verschlage einen Stuhl, aber ich hatte mich schon auf die Matten gehockt. Er machte verwunderte Augen und lächelte wohlgefällig, sagte aber nichts. Wenn man unter Arabern ist, muß man tun wie die Araber tun. Dann hockte er sich mir gegenüber, drehte Zigaretten aus einem schönen, langgeschnittenen, goldgelben, persischen Tabak und gab sie mir. Seine kleine Schwester brachte arabischen Kaffee in fingerhutgroßen Porzellantöpfchen. Es war schon mehr ein dicker süßer Kaffeesatz, aber von herrlichem Wohlgeschmack. Dann kamen wundervolle frische Datteln, dann wieder Kaffee und Zigaretten. Ich kam mir vor wie im Scharaffenlande und ließ mich nicht lange nötigen. Wußte auch schon aus Reisebeschreibungen, was bei diesen Leuten Gastfreundschaft heißt und daß man nichts Angebotes ausschlagen darf. Dabei unterhielten wir uns vorzüglich. Er war witzbegierig, wollte über europäische Verhältnisse, besonders über deutsche etwas hören. Schließlich brachte er einen Brief von seinem Freunde. Der hieß allerdings Heinz; das klang weniger japanisch als Haintis.

Ich wollte schon nach seinem Vater fragen; da kam er selbst. Ein alter Graubart mit lebhaften, ein wenig listig blidenden Augen und fast schwarzer Gesichtsfarbe, auf ein Stück Zunderrohr als Spazierstock gestützt. Er fragte mich in gutem Englisch zwölfmal

nach meinem Befinden, ich dankte ebensovielen Male und fragte nach dem meinigen. „Willst Du etwas essen?“ „Oh, ich danke, aber ich habe schon —“ „Ja salaml! Das ist nichts! Gib mir die Ehre!“ Er klatschte in die Hände. Im Nu stand gebratenes Hammelfleisch und Reis mit Rosinen auf der Matte. Dann wieder Datteln, Weintrauben und Brot. Schließlich brachte das kleine Mädchen noch drei Tücher und drei kleine Messingnapfe mit Wasser. Ich Greenhorn hielt's für Servietten und Trinkwasser. Ein Glüd, daß ich's nicht als das benutzte. Ich erhielt Messer und Gabel, die beiden aber mit den Händen. Der Alte interessierte sich für Politik; er schimpfte auf die Engländer, am meisten auf die Italiener, wegen Tripolis, und sagte, daß er das Ende des Krieges nicht erleben würde, und er hoffe noch sehr alt zu werden. Sein Sohn sprach kein Wort dazwischen. Dann wuschen sie sich die Zähne und die Hände und trockneten sich an den Tüchern ab. Ich tat das gleiche, würdeboll und selbstverständlich.

Schließlich gab's nochmals Kaffee und einen Vorrat von fünfzig Zigaretten. Sie dachten sie gemeinschaftlich und blischnell. Als der Alte erfuhr, daß ich Matrose war, mußte ich ihm von den großen Passagierdampfern und ihren Einrichtungen erzählen. Sie waren ganz Ohr und wollten immer mehr wissen. So verging die Zeit. Plötzlich fuhr ich hoch. Rief da doch wahrhaftig hier in einem Beduinenhause eine Schwarzwälder Uhr zwölfmal Kuckuck! „Ja“, lachte der Alte, „Haintis Effendi hat sie geschickt.“

„Aber ich muß nun gehen, die Stadt ist weit.“ „Nein“, sagte er schnell, „ich bitte Dich, bleib über Nacht hier. Die Tramway fährt nicht mehr.“ Ich klärte ihn darüber auf, daß die nur für Leute sei, die besser situiert daständen als ich, und daß ich hergelaufen war und auch wieder zurücklaufen wollte. Da fiel der Beduine aus einem Erstaunen ins andere. „Gelaufen, gelaufen? Ja salam, ja Rabuna!“ Er war in seinem Leben noch nicht eine Viertelstunde weit gelaufen. Seiner Meinung nach hatte der Mensch die Beine, um sie über ein Pferd oder Kamel zu hängen. Und daß ich so wenig Geld hatte! Er sprach einige Worte mit seinem Sohne, der nickte und legte mir den Frank wieder hin. Ich protestierte, aber ich mußte ihn zurücknehmen und auch versprechen, dazubleiben. Dann stand der Alte auf, wünschte mir gute Nacht und murmelte einige Worte in seiner Sprache über mich. Er ging hinunter, kam aber gleich wieder herauf, mit einem Kästchen unter dem Arme. „Ich habe von der Regierung die Erlaubnis, nach Ältertümern zu graben. Ich handle damit. Hier nimm einiges als Andenken. Alles was ich Dir hier gebe, kannst Du in Kairo für drei Pfaster auf der Straße kaufen. Nur mit dem Unterschied, jenes ist „made in England“, das aber hier ist echt. Von mir selbst gefunden, draußen bei Sakkarahs Stufenpyramide.“ Er kramte einige Stücke altägyptisches Geld, eine Figur, Theops darstellend, und einen braunen, tönernen Starabäus mit Hieroglyphen auf der Rückseite aus. Eine große Holzmaske schlug ich aus, sie war zu schwer zum Schleppen; ich bat statt dessen um einen sehr niedlichen kleinen Starabäus von blauer Farbe. „Diese haben, wenn sie echt sind, einen Wert von einem Pfund das Stück. Aber wenn Du den gerade haben willst, nimm ihn!“, sagte er lachend und schob ihn mir in die Tasche. Er wehrte alles ab und fragte mich, ob ich einen Dervisch beim Gebetsstanz sehen wollte. Den wollte ich allerdings sehen. So wünschte er mir gute Nacht, und ich ging mit seinem Sohne nach einem großen unbewohnten Hause an einem Platze mitten im Dorfe.

Dier waren sämtliche erwachsene Männer des Dorfes versammelt. In dem einzigen Raume des Hauses lag ein großer Teppich. Zwei Reihen Männer standen darin. Zwischen den Reihen, am Ende derselben, stand ein Dervisch mit grünem Turban. Der sang mit monotoner, näselnder Stimme Koranverse und klatschte dazu im Takte in die Hände. Die Männer warfen im gleichen Takte die Oberkörper unaufhörlich links und rechts, und bei jeder Bewegung leuchten sie mit dumpfer Stimme ein „Allah“. Unaufhörlich ging das, bald langsam und feierlich, bald rasend schnell und leidenschaftlich, wie der Dervisch klatschte. Manchmal hob er seine Stimme zu schrillum Kreischen, die Körper der Tanzenden flogen blischnell herüber und hinüber; „Mallakallah!“ heulte einer in Ekstase auf, ein anderer brach zusammen, schlug lang hin. Die an den Wänden stehenden Zuschauer zogen ihn aus der Reihe, er lag einige Augenblicke röchelnd da, sprang bald wieder auf und reichte sich wieder ein. Ich stand draußen am offenen Fenster und sah dem fremden, eigenartigen Schauspiel zu. Um mich herum drängten sich andere Bewohner des Dorfes. Sie waren alle sehr freundlich; alle sprachen Englisch, denn alle sind professionelle Fremdenführer.

Länger als eine Stunde sah ich zu. Dann kam mein Freund heraus. Er leuchte und sah bleich aus, aber seine Augen glänzten in einem eigenartigen Feuer. „Hat es Dir gefallen? Well, come on, Du sollst die Sphing noch einmal im Mondschein sehen!“ Ich war dabei und wir stiegen hinauf. Vor dem ungeheuren Steinbilde saßen wir uns in den Sand. Er rauchte und schaute schweigend in die leeren und doch so lebendigen Augen des Götterbildes. Mildes, weißes Mondlicht flog um das gewaltige Haupt und die steinernen Züge. Sie schaut hinaus in die Einöde und lächelt, es ist ein fast schmerzliches, undefinierbares Lächeln. Sie hat Jahrtausende überdauert, sah Reiche und Religionen entstehen, blühen und untergehen und lächelt, lächelt. —

Ich verbrachte eine gute Nacht auf einem Teppichlager. Früh nahm ich mit herzlichem Dank Abschied von dem Alten, ich ver-

sprach ihm zu schreiben und ging, begleitet von seinem Sohne und einigen anderen Beduinen zur Elektrischen. Ich wollte mit dem Frank bezahlen, aber Osmar litt es nicht und löste mir ein Billett. Ich mußte ihm in die Hand versprechen, zu schreiben, und fragte, was ich ihnen für ein Gegengeschenk machen könnte. „Weil, wenn Du durchaus willst, so schide mir und meinem Vater eine Taschenuhr. Und wenn Du doch in Aegypten bleibst und kommst einmal in Not, so komm zu uns. Die Tür von meines Vaters Hause steht für Dich immer offen!“ Er küßte mich zum Abschiede, dann rollte der Wagen fort! Wir winkten uns noch lange zu, dann verschwanden ihre Gestalten und die Pyramiden in der Ferne. Ich wußte, daß ich dort draußen Freunde fürs Leben gefunden hatte.

Am Mittag desselben Tages saß ich in der Herberge. Ich wollte doch nochmals versuchen, Arbeit zu finden, ich konnte mich von dem schönen Lande nicht trennen. Neben mir saß ein deutscher Jude. Wir kamen ins Gespräch, ich erzählte ihm mein gestriges Abenteuer, zeigte ihm die Altertümer und sagte ihm, daß ein blauer Starabäus wie der ein Pfund kostete. Dann packte ich alles wieder in meine Tabakdose. Später bot er mich um etwas Tabak für eine Zigarette, ich gab ihm die Schachtel und erhielt sie auch zurück. Dann ging ich bis zum Abend nach Arbeit. Die fand ich zwar nicht, aber daß mein blauer Starabäus fehlte, das fand ich plötzlich. Ich dachte sofort an den Israeliten, der hatte ihn sicher gestohlen. Ich lief spornfreudig in die Herberge zurück und forschte nach ihm. Er kam nur zum Essen dahin, aber einer der Diener wußte seine Wohnung und erbot sich, mich für einen Frank dahinzubringen. Den Starabäus mußte ich wieder haben, so opferte ich den Frank. Es war schon dunkel, als wir nach dem Boulak kamen, wo der Hebräer wohnte. Es war im Hinterhause im ersten Stock, bei einem Griechen. Ein junges Mädchen öffnete. Sie sprach italienisch. „Si, si, Signore, Signor Vogel ist da. Hier links.“ Ich trat ohne anzuklopfen in das bezeichnete Zimmer. Der Spitzbube trank gerade Tee, und verschluckte sich gleich vor Schreck, als er mich sah. „Gib den Starabäus heraus, Du Hund, sonst drehe ich Dir den Hals um“, sagte ich recht höflich und streckte auch gleich die Hand nach seiner Gurgel aus. Er war schnell gefaßt. „Starabäus? Ich habe keinen. Wie kommen Sie überhaupt dazu —“ Ich antwortete gar nicht, schloß die Türe von innen zu und wollte ihn packen. „Hilfe“, schrie er ein paarmal, jedesmal in einer anderen Sprache und sprang auf das Sofa. „Und wenn Du ganz Kairo zusammenbrüllst, ich bekomme meinen Starabäus. Her damit!“ „Ich habe keinen, Hilf!“ Da hatte ich ihn beim Schopfe und visitierte ihm die Taschen. Wenn er sich sträubte oder schreien wollte, gab's eins auf den Mund. Draußen auf dem Flur kreischte das Mädchen, ein Mann brüllte und donnerte an die Tür und wollte wissen, was drinnen vorging. Der Herr hatte ihn nicht bei sich. Da geriet ich in Wut. Ich drückte ihm die Kehle zu. „Bekomme ich ihn jetzt? Sonst erwürge ich Dich.“ Das hätte ich natürlich nicht getan, aber das bißchen Drücken half schon. „Lassen Sie los, ich — ich.“ „Du willst ihn herausgeben?“ „Hilfe!“, schrie er sofort wieder, als ich ihn losließ. „Klatsch gab's eine Ohrfeige, dann machte ich wieder Miene, ihn bei der Kehle zu nehmen.“ „Mein Gott, nicht! Ja, ich habe —“ „Wo?“, fragte ich, „schnell sag's!“ „Dort auf dem Scharan in der Zigarettenschachtel.“ Ich ging hin und wirklich: er lag mit zwei Ringen darin.

Plötzlich sprang der Hebräer nach der Tür, schloß auf und stürzte schreiend hinaus. Ich hörte einen Mann zur Korridor-tür herein kommen, eine Säbelscheide klirrte. Jetzt wurde es Zeit zum Verdusten. Es war zwar mein Starabäus, aber — so etwas wie ein Ueberfall war's doch. Mindestens Hausfriedensbruch. Aber wo hinaus? Dort war ein Fenster. Sofort war ich oben. Hinter mir stürzten Leute ins Zimmer. Ich sah deutlich ein Schuppenbad unter mir und sprang. Au weh! Ich brach durch die Dachpappe, war im Nu wieder heraus und sprang auf gut Glück vom Schuppen herunter. Unten fiel ich mit dem Arnie auf eine umgestürzte leere Tonne. Jetzt konnte ich nicht mehr laufen, es tat höllisch weh. Da kroch ich — es war keine andere Rettung mehr möglich — in die Tonne. Hoffentlich suchten sie mich nicht darin. Ein paar Minuten später kam eine wilde Jagd die Treppe heruntergepölkert und fuhr vorn zur Haustür hinaus. Ich beschloß, in meiner Tonne noch eine Weile dem alten Diogenes Konkurrenz zu machen. Aber da kam einer und machte mir welche: der rechtmäßige Bewohner der Tonne, ein großer gelber Hund. Aha, auf den hatten sie sich verlassen, darum hatten sie auf dem Hofe gar nicht erst nach mir gesucht. Er steckte den Kopf herein und schnüffelste misstrauisch. Ich hob leise den Arm vor und spreizte die Finger. „Wenn Du Lärm schlägst, nehme ich Dich jetzt bei der Kehle, mein Freund“, dachte ich. Aber er war vernünftig und verhielt sich ruhig. Herin kam er allerdings nicht, es war etwas nicht geheuer. Solange der vor der Tonne saß, war ich sicher, daß sie mich nicht darin suchen würden. So brannte ich mir eine Zigarette an und massierte mein Arnie. Dann kroch ich vor, klüfferte ihm beruhigend zu und streichelte ihn vorsichtig. Er ließ sich's gefallen und wir schieden als gute Freunde. Ich kam unbehelligt hinaus. In meine Herberge ging ich freilich nicht. Wer weiß, was der verdammte Jude alles geschwindelt hatte. Vielleicht war die Polizei schon dort und wartete auf mich.

Die Nacht verbrachte ich nach alter guter amerikanischer Gewohnheit in einem Güterwagen, früh ging ich dreist und gottes-

fürchtig aufs Konsulat und fragte nach Arbeit. „Haben Sie schon einmal in einem Hotel als Hausdiener gearbeitet?“ „Sogar als Portier.“ „Schön, nehmen Sie diese Empfehlung und fahren Sie nach Helouan in das Sanatorium des Doktor Glanz. Der sucht einen Hausdiener.“ „Bitte, wie weit ist's bis dahin?“ „Eine Bahnstunde, ungefähr fünfzig Kilometer!“ Ich fragte noch gewissenhaft nach dem Bahnhof. Als ich ihn gefunden hatte, ging ich drum herum und stieg vor der Stadt auf die Geleise. Dann wanderte ich wohlgemut los. An diesem Tage wäre ich wirklich beinahe verdurftet. Immer Wüste, nichts als Wüste ringsherum. Nachmittags gegen fünf Uhr bekam ich von einem arabischen Streckenarbeiter einen Schluck Wasser und ein Stück Bohnenbrot. Abends gegen neun Uhr kam ich in Helouan an und wurde angenommen.

Es war sechs Monate später, es gab schon wieder Fünfundvierzigtagstage. Die Saison ging zu Ende, wir rüsteten uns, das Pharaonenland zu verlassen. Da kam eines Abends unser Gärtner und sagte mir, daß draußen eine Anzahl Beduinen auf Kamelen wären. Einer hätte nach mir gefragt. Ich ahnte sofort, wer es war; wir hatten uns ja oft geschrieben. Eine Minute später schüttelte ich Omar und seinem Vater die Hände. Sie luden mich ein, mit ihnen nach den Totenfeldern von Sakkarah zu gehen und bei ihren Grabungen zuzusehen. Ob ich mit wollte? Wie gern wollte ich mit! Ich erbat und erhielt Urlaub für den letzten Tag beim Doktor. Kurz vor Sonnenuntergang ritten wir durch die Straßen von Helouan dem Nile zu. Ich hatte eines der Packkamele bekommen.

Es wurde Nacht, bis wir aus der Stadt kamen. In schamfeindem Schritt trugen uns die Kamele dem Strome zu. Bei Bedrachini setzten wir in der Fährre darüber und drüben gingen weiter bei mattem Sternenglanz durch die Täler der Wüste. Diese gleichmäßigen Hügel sehen aus wie ein zu Sand und Steinen erstarrtes Meer. Hier herrscht die Ruhe des Todes, eine Ruhe, von der man sich nur schwer einen Begriff machen kann. Am Grunde der verdurfteten trockenen Wadis (Wüstentäler) ist das leise Klingeln eines jagenden Sandkörnchens, das hoch oben am Rande der Schlucht der Wind treibt, ein großes Geräusch. Kein Laut unterbricht diese feierliche Stille, kein Vogelruf, kein Summen einer Fliege. Hier herrscht der Tod in seiner fürchterlichsten, nacktesten Gestalt, der Tod an sich. Oben funkelten die Sterne im weißen Naren Glanz des Südens und um uns dehnten sich die weiten Flächen von Horizont zu Horizont.

Der Mitt dauerte sechs Stunden. Beim ersten Sonnenlicht des jungen Tages, das vom Osten heraufstutete, standen wir vor der einsamen, ehrwürdigen Pyramide des Sakkarahs. Die Beduinen errichteten ein Zelt und begannen dann an einem Felsenabhänge den Schutt aus einem Grabe zu schaufeln, das Omars Vater entdeckt hatte. Ich streifte in der Umgebung umher, besah mir die Ausgrabungen englischer und amerikanischer Gelehrten und kehrte zu Mittag wieder zum Zelt zurück. Beim Essen gab mir der Alte einen Starabäus von derselben Größe wie mein blauer. Der hier war aber grün. „Hier nimm den, der ist echt. Es ist das Erste, was wir fanden!“ „Ja, ist denn mein blauer nicht auch echt?“ fragte ich. „O nein“, sagte der Alte, „ich sagte Dir doch, daß ein echter ein Pfund Wert hat, der deinige aber nicht, weil er eben nicht echt war. Hattest Du mich nicht verstanden?“ Ich war baff! Da hatte ich also wegen zehn Pfennig einen Ueberfall und Hausfriedensbruch begangen! Ich erzählte meinen Freunden meine Abenteuer wegen des gestohlenen Starabäus und löste ein schallendes Gelächter aus.

Dann nahm ich Abschied von den andern. Omar begleitete mich bis Helouan zurück. Am ersten Hause sagte ich auch ihm Lebewohl, vielleicht für immer, denn am andern Tage reiste ich ab.

Ich sah wehmütig zum letzten Male die Sonne in einer Farben-symphonie hinter Sakkarah untergehen. Allah il Allah. Maha Moshamed Rasul il Allah verflang des Hodschas Ruf im Abendwinde.

Mutterliebe bei Insekten.

In jedem Tierleben bildet, wie man weiß, die Fortpflanzung die Höhe des Lebens, und je kleiner, je niedriger organisiert ein Tier sich darstellt, desto ausschließlicher ist sein Dasein der Erhaltung seiner Art gewidmet, bis zu jenen Formen herunter, die nach vollendetem Wachstum einfach in Stücke zerfallen, sich sozusagen selbst auflösen, um aus den Reststücken ihres eigenen Körpers ihre Nachkommen erziehen zu lassen. Wenn wir allerdings an das Wort Brutpflege denken, so wird uns wohl fast niemals eine niedere Tierform in den Sinn kommen, stets vielmehr die weitgehende Fürsorge, die die meisten unserer Säugetiere, speziell aber auch die Vögel ihren Jungen angedeihen lassen, und die uns mit ihren hübschen Einzelheiten schon seit unserer Kindheit bekannt sind. Aber in ihrer Art ebenso gute Mütter, Mütter, deren gesamter Lebensinhalt einzig und allein die Sorge um die Erhaltung ihrer Jungen bildet, finden wir bei den Insekten.

Für das weibliche Insekt gibt es überhaupt nur eine wichtige Beschäftigung, und die ist, einen günstigen Platz für die Ablage der Eier auszusuchen, einen Platz, der diesen zugleich Schutz, wozu möglich den ausschließlichen Larmen auch gleich Futter Gelegenheit bietet. Denn die Insektenmutter weiß, daß sie ihre Kinder nie im

Leben zu sehen bekommt. Nur bei relativ wenigen Formen erlebt das Insekt das Ausschlüpfen der Jungen, oder es kommt sonst eine Art Brutpflege zustande, wie etwa bei *Vienn* und *Amelise*. In allen anderen Fällen geht das Weibchen nach Ablage der Eier rasch zugrunde und die Jungen sind auf sich selbst angewiesen. Die Sorgfalt, mit der das Mutterinsekt seinen zukünftigen Kindern den Kampf ums Dasein zu erleichtern strebt, verläuft nun natürlich nicht nach einem bestimmten einheitlichen Schema. Wir unterscheiden zunächst solche Tiere, welche für eine zweckmäßige und geschützte Unterbringung der Eier sorgen, neben solchen, die dazu auch gleich einen gewissen Nahrungsbedarf aufspeichern, obwohl für erreichbare Nahrung allerdings auch im ersten Falle fast stets gesorgt wird. Schon die erste Abteilung bietet mancherlei interessante Beispiele. So werden bei zahlreichen Insektenarten die Eier ausschließlich nur an oder in solche Pflanzen abgelegt, die den jungen Tieren später als Nahrung dienen, und mit unfehlbarer Sicherheit weiß die Insektenmutter inmitten von Tausenden der verschiedensten Pflanzen stets die für die Nahrung ihrer Kinder geeigneten ausfindig zu machen. Und mit welcher Sicherheit spürt so ein sorgliches Muttertier nicht auch z. B. unsere Nahrungsvorräte, Pelze u. dergl. auf, mögen sie auch noch so versteckt sein, um ihren Jungen ein gutes Futterplätzchen zu verschaffen! Ihr ganzer Lebenszweck konzentriert sich eben nur auf diese Tätigkeit und gipfelt in dem sie vollständig beherrschenden Instinkt, für ihre Nachkommenschaft so gut als möglich zu sorgen.

Eine seltsame Kinderstube wählen sich z. B. die Schlupfwespen aus, die ihren langen Begeßel einfach in die Larven oder die Puppen anderer Insekten einbohren und ihre Eier nun in deren Körper ablegen. Dabei achten sie sorgfältig darauf, daß der Stich kein edles Organ des überfallenden Insekts verletzt; denn der Wirt, dessen Nahrungsstoffe dem aus dem Ei schlüpfenden jungen Tier bis zu seiner Verpuppung als Futter zu dienen haben, muß natürlich am Leben bleiben. Hat der leidige Schmarozer seine Ausbildung erreicht, so bohrt er sich durch die Leibeshaut seines Gastgebers ein Loch, schlüpft heraus und fliegt davon. Der Wirt muß dagegen seine unfreiwillige Gastfreundschaft jetzt mit dem Tode büßen. So eint sich Zweckmäßigkeit und Grausamkeit, das Leben des einen und der Tod des anderen, in der Natur zu einer fast harmonischen Mischung. Ein merkwürdig sicherer Instinkt leitet auch eine andere Schlupfwespe, die ihre Eier in den Larven der Holzwespe ablegt, deren Wohnstätten sich oft wie die aller typischen Holzbewohner tief im Inneren der Bäume befinden. Selbstverständlich kann die Schlupfwespe von außen nicht wahrnehmen, wo sich gerade im Inneren eine passende Larve aufhält. Trotzdem bohrt sie ihr oft mehrere Zentimeter langes Loch nur selten vergeblich. Ihr Instinkt zeigt ihr eben mit fast untrüglicher Sicherheit genau die Stelle, hinter der die Larve zu finden ist.

Die Pferdebremse ist eine recht schlaue Mutter. Sie legt ihre Eier am liebsten zwischen den Haaren der Pferde ab, und zwar an solchen Stellen, die das Pferd mit der Zunge leicht erreichen kann, z. B. an den Vorderbeinen. Die ausschlüpfenden Maden erregen dann durch ihr Umherkriechen einen lebhaften Juckreiz, das Pferd beleckt infolgedessen die betreffenden Stellen, und so gelangen die Maden in das Maul und von dort in den Magen des Pferdes. Damit sind sie endlich an den Platz gekommen, den die Mutter ihnen bestimmt hat, und der ihnen die geeignete Nahrung liefert. Nicht minder fürsorglich benimmt sich das Weibchen eines zarten, schillerfärbigen Insekts, des *Perlenauges*, das seine Eier nur an solchen Pflanzen befestigt, die dick mit — *Waldläusen* bedeckt sind; das Insekt tut dies, weil die Läuse die Nahrung der Jungen bilden müssen. Der Mutterinstinkt läßt das Tier auch in diesem Falle aus einer oft unübersichtlichen Menge von Pflanzen die für seine Zwecke geeigneten herausfinden. Eine ganze Anzahl Insektenweibchen pflegt seine Eier zum größeren Schutz mit einer eigenen Hülle zu umgeben. So reißt sich das Weibchen des *Schwammspanners* die feine weiche Afterwolle aus dem Körper, um mit ihr die Eier einzuhüllen; ebenso spinnt der *Wasserkäfer* einen zarten Stolon, der auf dem Wasser schwimmt, und den er überdies mit einer nach aufwärts führenden Röhre versehen, damit die Eier stets frische Luft erhalten. Ein nicht minder geschickter Baumeister ist der *Birkenroller*. Aus Birkenblättern rollt er zierliche Düten, teilt sie in mehrere Abteilungen und legt in jede ein Ei. Dabei arbeitet er mit einer solchen Genauigkeit, daß kein denkender Mensch diese Blattdüten zweckmäßiger zu konstruieren vermöchte. Das rührendste Beispiel mütterlicher Fürsorge und Aufopferung gibt uns schließlich die unscheinbare *Schildlaus*. Unentwegt bedeckt und hütet sie ihre Eier, so lange sie lebt, mit ihrem eigenen Körper, und noch nach ihrem Tode bildet ihr fester Schild den sichersten Schutz für die ausschlüpfenden Jungen.

Noch interessanter ist vielleicht die Brutpflege jener Insekten, die ihren Eiern gleich eine Portion fertiger Nahrung mitgeben. Hier treibt der scharf ausgeprägte Mutterinstinkt die Tiere nämlich manchmal zu Handlungen, die wirklich verblüffend wirken. Bei einzelnen lebenden Wespen z. B. bohrt das Weibchen zuerst ein langgestrecktes Loch in die Erde; dann fängt es einige Raupen, tötet sie aber nicht, sondern betäubt sie nur durch einen Stich in bestimmte Nervenorgane und schleppt sie schließlich in ihr Loch. Auf die Raupen legt dann die kluge Mutter ihre Eier ab. Sie schließt dann das Loch wieder sorgfältig zu. Wenn später die

Jungen aus den Eiern kriechen, haben sie an den Raupen, die durch ihre Betäubung auch besser vor dem Verrotten geschützt waren, eine reichliche Futterquelle. In ähnlicher Weise sorgen auch einige einzeln lebende *Vienn* für ihre Jungen. Auch sie graben Löcher in die Erde; doch statt der lebenden Nahrung wird in jedes Loch ein Klumpchen Honig pralliert und darauf je ein Ei gelegt.

Es wäre nicht schwer, noch eine lange Reihe von solchen mehr oder minder mühsamen Verfahren aufzuzählen, mit deren Hilfe die sorglichen Insektenmütter das Leben ihrer Nachkommen zu sichern suchen. Vielleicht das Wertwürdigste an all diesen Handlungen ist aber wohl die Tatsache, daß kein einziges von diesen Muttertieren vorher in seinem Leben auch nur Ähnliches gesehen hat, und trotzdem jede Einzelheit doch so zweckmäßig auszuführen imstande war. In vielen Fällen scheint dies umso seltsamer, als die Mütter so oft unter völlig anderen Bedingungen leben als die Jungen. Doch auch dann ist ihr Mutterinstinkt ein so trefflicher Wegweiser, daß er einer unserer reizenden Schmebfliegen, die als ausgebildetes Insekt nur duftende Blumen zu umschweben pflegt, sogar sagt, daß ihre Kinder eine anders geartete Nahrung brauchen, weshalb sie ihre Eier in der Regel in der Nähe von — Jauchegruben ablegt.

Kleines feuilleton.

Fabrik am Abend.

Ein Schlotgeföhrttes, ragendes Gemäuer,
des Himmels Blut entzündet Stahl und Stein;
in feiner Fenster langen Reihn
entbrennen abends flammend gelbe Feuer.

Ins Riesenhafte wächst der Steinkoloz,
der Tage, Nächte Rauch gelpien
und schrill aus heulenden Sirenen aufgeschrien —
unheimlich drohend, ein verwünschtes Schloz.

Es schlägen Herzen drin, es reden Munde,
in milden Augen brennt der Sehnsucht Licht — —
D, wüthet ihr das Lösewort der Stunde,
das allen Zauber bricht!

So aber kommt der Morgen. Stumpf und grau
starrt Stein und Scheibe, die Sirenen heulen,
indes der Rauch in Riesensäulen
schwarzgiftig aufqualmt in des Himmels Blau.

Hammersdorff.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Holz als Tierfutter. Die Chemie weiß schon seit langem das Holz mit Säuren zu bearbeiten und aus der Holzcellulose Zucker zu gewinnen. Das praktischste Verfahren, das hauptsächlich von Simonsen und Classen herrührt, besteht in der Bearbeitung der Abfälle von weichem Holz, vornehmlich Tannenholz, durch schwache Schwefelsäurelösung unter dem hohen Drucke des heißen Dampfes. Nach einigen Stunden solcher Bearbeitung wird Holz zu einer bräunlichen, breiigen Masse, die etwa 25 Proz. Zucker enthält. Läßt man den Zucker vergären, so entsteht Alkohol in einer Menge von etwa 110 bis 150 Liter pro Tonne Holz.

Durch den Gärungsprozeß wird das Holz selbst total verändert. Es wird sehr porös, loder und hält nicht den geringsten Druck aus. Es ist jetzt verzuickerte Zellulose. Der englische Chemiker Zimmermann ist nun vor kurzem mit dem Vorschlag hervorgetreten, dieses Produkt unter dem Namen Sacchulose als Vieh- und Pferdefutter in Gebrauch zu nehmen. Er selbst machte den Versuch, die Pferde mit der Sacchulose, unter Zusatz von Melasse, längere Zeit zu füttern. Die Pferde gediehen unter dem neuen Regime vorzüglich, wie die bei allen Versuchsritten festgestellte Gewichtszunahme ohne weiteres bewies. Allerdings dauerte es immer eine gewisse Zeit — etwa zwei Monate — bis die Verdauungsorgane der Tiere sich an die neue Kost gewöhnen konnten.

Das von Zimmermann vorgeschlagene Futtermittel wurde auch sonst in England erprobt. Mehrere Viehhücher versuchten, damit ihre Majotaxen, Milchkühe und Schweine zu füttern — stets mit dem besten Erfolg. Wie „Cosmos“ mitteilt, sind in England bereits mehrere tausend Tonnen Sacchulose unter der Marke „Bastol“, wie das mit Melasse vermischte Produkt heißt, verkauft und konsumiert worden.

Es verdient noch hervorgehoben zu werden, daß für den Entdecker selbst noch nicht festgestellt, ob die Sacchulose als solche einen Nährwert besitzt. Er hält es vielmehr für wahrscheinlich, daß Sacchulose, dank ihrer Porosität und Brüchigkeit, ein bloßes Reizmittel ist, das nur eine viel bessere Assimilation der mitgenossenen Melasse bewirkt. Wie dem auch sei, die Ausnutzung des Holzes für die Fleischproduktion ist ein schöner Sieg der Chemie, der durchaus verdient, den weitesten Kreisen bekannt zu werden.